

Dem Volk aufs Maul schauen

↳ *Was die evangelische Publizistik von Martin Luther lernen kann¹*

Einer meiner Theologieprofessoren übergab mir einmal eine Seminararbeit mit dem Kommentar, sie sei in ihren Formulierungen zu journalistisch ausgefallen. Als ich die Bewertung sah – Note zwei –, wußte ich nicht so recht, wie ich die Kritik einordnen sollte. Als Erläuterung erfolgte der Hinweis, meine Ausführungen seien allgemeinverständlich und ließen nicht auf den ersten Blick erkennen, daß es sich hier um eine wissenschaftliche Arbeit handelte. Die Antwort befriedigte mich überhaupt nicht, sie löste vielmehr Unbehagen in mir aus, das ich damals, am Beginn meines Studiums, jedoch noch nicht genau beschreiben konnte. Jene Situation ist für mich aber zum Schlüsselerlebnis geworden, mich nicht nur mit praktischer journalistischer Arbeit intensiver zu beschäftigen, sondern mich für die Theoriedebatte evangelischer Publizistik sowie für die Kommunikationswissenschaften zu interessieren.

Als Anfrage bis auf den heutigen Tag bleibt für mich, daß sich wissenschaftliche Qualität offensichtlich dadurch auszudrücken scheint, daß sie nur von einem kleinen Zirkel verstanden wird. Auf Verständlichkeit, also Transparenz der Gedanken und Argumentationsstränge, scheint dagegen weniger Wert gelegt zu werden. Unbeschadet der Tatsache, daß jede Wissenschaft – und das gilt auch für die Theologie – ihre eigene Begrifflichkeit haben muß, so soll doch alles theologische Nachdenken der Kirche, der Gemeinde, den Christen, ja letztlich der Profilierung des Glaubens dienen und kein Selbstzweck sein. Kommunikation – auch in der Kirche – ist darauf angelegt, daß Menschen einander verstehen, sich über den christlichen Glauben austauschen und Gottes Wort als sie selbst betreffend empfinden können.

¹ Vortrag zur Verleihung der Martin-Luther-Medaille in Gold des Martin-Luther-Vereins in Bayern am 13. November 1995 in Neuendettelsau. Der Autor ist evangelischer Theologe und leitet das Ressort „Christ und Welt“ bei der Wochenzeitung „Rheinischer Merkur“ in Bonn.

Wie mag Martin Luther über die Kommunikation in der evangelischen Kirche, wie sie sich heute präsentiert, denken? Wenn wir den Reformator im 450. Todesjahr auch als großen Publizisten würdigen, der die technischen Möglichkeiten seiner Zeit wie kein anderer für die Sache des Evangeliums zu nutzen wußte, dann geht es nicht nur um das „daß“ seines Schaffens, sondern auch um das „wie“. Der Buchdruck erst machte die Reformation zum „Medienereignis“. Aber ohne einen entsprechenden Inhalt hätte das Medium sicher nicht den Erfolg gehabt, der sich schließlich einstellte. Deshalb ist die Frage, wie sage ich etwas, daß ich auch verstanden werde, noch wichtiger als die nach dem geeigneten Medium. Sie war für Luther ständig gegenwärtig. Und sie ist auch für jeden Publizisten unserer Zeit von bleibender Aktualität. Schließlich geht es ja im Kern darum, wie eine Botschaft überzeugend und plausibel an den Mann und an die Frau gebracht werden kann. Journalistische Arbeit ist Übersetzungsarbeit. Und dies ist der Anknüpfungspunkt bei Martin Luther.

Wie zum Reformator so ist Luther auch zum Publizisten nur wider Willen geworden. Er tat sich mit dem Schreiben anfangs schwer, vor allem damit, sich für ein breites Publikum verständlich zu artikulieren. Aber er hat einen Reifeprozess durchlaufen, der mit der Übersetzung der Bibel ganz wesentlich zusammenhängt. Erst übersetzt er das Neue Testament ins Deutsche. Als er im März 1522 nach fast zehnmonatiger Einsamkeit auf der Wartburg nach Wittenberg zurückkehrte, hatte er ein Konzept seiner Übersetzung im Gepäck. Zusammen mit Melanchthon, einem Spezialisten für das Griechische, arbeitete Luther das Manuskript noch einmal durch. Als das „Neue Testament Deutsch“ im September 1522 erschien, war die Übertragung zwar Luthers Werk, doch er hätte den Text ohne kollegiale Hilfe nicht zu dem Format bringen können, den er bekam. Im Januar 1522 hatte er noch von der Wartburg nach Wittenberg geschrieben: „Ich habe inzwischen mit der Bibelübersetzung angefangen, obwohl diese Aufgabe meine Kräfte bei weitem übersteigt. Nun erst entdecke ich, was Übersetzen eigentlich bedeutet und warum es bislang niemand gewagt hat, seinen Namen mit einem solchen Unternehmen zu verbinden. Das Alte Testament würde ich überhaupt nicht ohne eure Nähe und Hilfe bewältigen können ... Die Aufgabe ist so groß und wichtig, daß wir alle daran schaffen sollten, da es ein öffentliches Werk ist und dem Gemeinwohl dient.“

Weitere zwölf Jahre gingen ins Land, bis auch das letzte Buch des Alten Testaments übersetzt vorlag. Im September 1534 ist die erste Wittenberger Vollbibel erschienen. Diese Übersetzung hat die deutsche Sprache geprägt, bis auf den heutigen Tag. Der Text ist deshalb zu einer echten Volksbibel geworden und hat so nebenbei die Reformation zu den Menschen getragen,

weil Luther eine lebendige Umgangssprache für seine Übersetzung genutzt hat. Er hat dem Volk aufs Maul geschaut. Die Sprache des Mannes und der Frau auf der Straße war ihm nicht zu schäbig für die Sprache Gottes.

Um es an einem Beispiel deutlich zu machen, das Luther in seinem Sendbrief vom Dolmetschen und Fürbitte der Heiligen im Jahre 1530 anführte: Es geht um die Bibelstelle Matthäus 12,34. „Aus dem Überfluß des Herzens redet der Mund“, übersetzt Luther zunächst und fragt dann: „Sage mir, ist das deutsch geredet? Welcher deutsche versteht so etwas? Was ist ‚Überfluß des Herzens‘ für ein Ding? Das kann kein Deutscher sagen, er wolle denn sagen, daß einer ein allzu großes Herz habe oder zuviel Herz habe, obwohl das auch noch nicht richtig ist. Denn ‚Überfluß des Herzens‘ ist kein Deutsch, so wenig wie das Deutsch ist: ‚Überfluß des Hauses‘, ‚Überfluß des Kachelofens‘, ‚Überfluß der Bank‘; sondern so redt die Mutter im Haus und der einfache Mann: ‚Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über‘“.

Luthers Erkenntnisse aus dem Übersetzungsprozeß: 1. „Wer dolmetschen will, muß großen Vorrat von Worten haben“. 2. Das Dolmetschen ist nicht eines jeden Kunst, es gehört dazu „ein recht, fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrt, erfahren, geübt Herz“.

Als Konsequenz daraus ergibt sich für mich, daß journalistische Professionalität und theologische Kompetenz zusammengehören. Diese zu fördern, ist eine Aufgabe der evangelischen Kirche. Daß sie dieser Aufgabe bereits Priorität eingeräumt hätte, kann ich nicht sehen – trotz ermutigender Signale. Über Strukturfragen evangelischer Publizistik hinaus, ist es wichtig, die Person des Journalisten/der Journalistin zu sehen. Denn: Die Botschaft ist nicht vom Boten abzulösen. Daß Luther ein gefragter Autor war, hängt damit zusammen, daß er nie distanziert vom Glauben sprach, sondern lebte, was er glaubte, und immer signalisierte, daß die Botschaft letztlich auch sein Innerstes traf. Das ist keine Feststellung, die durch eine das Leben und Wirken des Reformators idealisierende Sicht getroffen worden wäre, sondern sie läßt sich aus dem, was er dachte, sagte und schrieb, ableiten.

Eine Aufgabe evangelischer Publizistik – neben anderen – muß es daher sein, Journalisten in den eigenen Reihen und solchen von säkularen Medien Räume zu eröffnen, auch persönliche Glaubenserfahrungen zu machen und sich über Glaubensfragen auszutauschen. Obwohl drei Viertel aller in den Medien tätigen Menschen keiner Kirche mehr angehören, sind diese dennoch nicht taub gegenüber Glaubensfragen. Ganz im Gegenteil: Ihr religiöses Suchen konzentriert sich nur oft auf Wege, die nicht zum erhofften Ziel führen – zu einem sinnvollen Leben. Nebenbei bemerkt: Seelsorge an Journalisten ist in der evangelischen Kirche leider (noch) kein Thema.

Nun mag man einwenden, daß ein evangelischer Journalist seinem Selbstverständnis nach doch kein Prediger ist, der im Verkündigungsdienst der Kirche steht. Dieser Einwand ist berechtigt, aber journalistische Arbeit, ob sie in der Kirche, von ihr oder über sie getrieben wird, kann Zuarbeit für die Verkündigung des Evangeliums leisten und darauf hinweisen, wo man es hört und was es bedeutet. Auch evangelische Publizistik ist kein Selbstzweck. Sie ist am Publikum, am Menschen orientiert – wie die Kirche. Das verbindet.

Immer wieder ist zu hören, daß die Botschaft des christlichen Glaubens in den Medien nicht oder kaum zu vermitteln ist. Meine Gegenfrage lautet: Werden denn in dieser Richtung überhaupt genügend Anstrengungen unternommen? Wenn ich Predigten oder Vorträge beispielsweise von Bischöfen höre und später lese, was darüber gemeldet wird, dann sehe ich immer wieder eine Reduzierung der Aussagen auf gesellschaftliche, politische, wirtschaftliche und soziale Fragen. Das halte ich für akzeptabel, weil der Kirche offensichtlich zugetraut wird, zu diesen Fragen uneigennützig und kompetent zugleich sprechen zu können. Aber da war doch noch mehr in den Predigten und das wird nicht mitgeteilt. Letztlich, so scheint es mir, könnten die Namen der Theologen durch Namen von Menschen, die aus anderen gesellschaftlichen Institutionen wie Parteien und Verbänden kommen, ersetzt werden. Es wirkt so, als seien die Kirchenleute austauschbar. Und wenn der Stellenwert von Kirche in unserer Gesellschaft sinkt, dann könnte es ja so weit kommen, daß nicht einmal mehr ihre Aussagen zu politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen via Medien transportiert werden.

Gewiß, Agenturen wie DPA oder AP sind nicht so sehr an den theologischen Themen und Glaubensaussagen interessiert, aber evangelische Publizistik sollte sich nicht selbst Beschränkungen auferlegen, sondern leisten, was aus meiner Sicht zu ihrem Auftrag gehört. Sie könnte das in stärkerem Maße leisten als bisher, was man von ihr erwartet: sich durch theologische Kompetenz von anderen Agenturen abheben.

Konzeptionell wird evangelische Publizistik von einem doppelten Ansatz bestimmt: Ausdrücklich heißt es im Publizistischen Gesamtplan der Evangelischen Kirche in Deutschland von 1979, daß sie auch am Verkündigungsauftrag teilhat, der Gottes Zuspruch und Anspruch formuliert, aber ebenso, daß sie als eine gesellschaftliche Gruppe neben anderen einen unverwechselbaren Beitrag im Interesse des Friedens und der Versöhnung leistet. Evangelische Publizistik steht im Spannungsfeld zwischen Verkündigung und sozialer Diakonie. Entscheidend ist aber, daß diese Spannung ausgehalten und nicht einseitig aufgelöst wird. Glauben und Handeln gehören zusammen.

Evangelische Publizistik lebt aus dieser Spannung, die in der Bibel angelegt ist. Bei Paulus heißt es, daß der Mensch gerecht wird ohne die Werke des Gesetzes, allein durch den Glauben. Und bei Jakobus, daß der Mensch durch Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben allein. Beide Sätze haben ihre bleibende Gültigkeit. Der Glaube drängt zur Tat. Christsein, das von der Verantwortung für andere Menschen absieht, verdient nicht diesen Namen.

Aber wie ist diese Spannung zu verstehen? Luther hat sie in seiner reformatorischen Entdeckung von der Rechtfertigung allein aus Glauben so verstanden: Lebt der Mensch, um sich durch Leistung vor Gott einen Namen zu machen, dann lebt er an der Bestimmung seines Lebens vorbei. Leistung wäre dann schlicht Selbstzweck. Durch die Zuwendung Gottes zu uns Menschen in Jesus Christus ist jeder davon befreit, sich selbst ins rechte Licht rücken zu müssen. Ich muß nicht alles für mich tun, sondern ich bin frei, mich einem anderen Menschen oder einer Idee zuzuwenden.

Evangelische Publizistik hat eine gesellschaftliche Verantwortung. Aber wie ist sie wahrzunehmen? Und ist hier überhaupt von Luther zu lernen? Ich meine ja, auch wenn es sowohl eine Neigung zu einem Übermaß an politischem Engagement in der evangelischen Kirche als auch eine Neigung zu politischer Enthaltensamkeit gibt. Keine dieser beiden Neigungen darf sich aber auf Luther berufen. Er hatte Augenmaß und Gespür für Politik. Nicht umsonst ist er von Fürsten und Ratsherren befragt worden, so daß er seine Zeit nicht nur religiös, sondern auch ethisch veränderte. Dennoch: Luthers Menschenbild war nicht optimistisch. Die politische Unzulänglichkeit der Herrschenden seiner Zeit war für ihn mit Händen zu greifen. Deshalb hat der Aufbau eines allgemeinen Schulwesens auch seine Ursache in der politischen Unzulänglichkeit der Menschen. Durch Information sollten sie befähigt werden, das soziale und politische Geschick ihres Landes mitzubestimmen. Ziel der Bildung sollte es sein, durch Entwicklung und Förderung vernünftigen Denkens Frieden zu sichern und Wohlergehen zu ermöglichen.

Evangelische Publizistik hat Teil an dem eben beschriebenen Bildungsauftrag. Zu ihrer gesellschaftlichen Verantwortung gehört es, das Gespräch über Politik und Gesellschaft in der Kirche in Gang zu bringen und dort, wo es läuft, in Gang zu halten. Die in Kirche und Gesellschaft vorhandene Polarisation aufzubrechen und Gespräche der Verständigung zu stiften, dies kann evangelische Publizistik leisten.

Aber auch hier ist die Spannung wieder zu sehen: Evangelische Publizistik kann sich nicht darauf beschränken, gesellschaftspolitische Aufgaben wahrzunehmen. Ebenso wenig kann sie sich damit begnügen, nur vom Glauben zu sprechen, ohne über Konkretionen nachzudenken. Zwei Tendenzen

sind derzeit wahrnehmbar. Die eine: Es gibt eine evangelische Publizistik, die in der Gefahr steht, durch die Wiederholung richtiger Glaubenssätze zu erstarren. Ihr fehlt der Blick für das real Notwendige. Dogmatik ohne Ethik führt zum Rückzug aus der Welt in eine Wagenburg. Die andere Tendenz: Es gibt eine evangelische Publizistik, die so weltoffen ist, daß der Inhalt des Glaubens kaum noch spürbar ist. Eine derartige Ethik ohne Dogmatik führt dann auf Dauer zur Profillosigkeit. Die dargestellten Extreme zu vermeiden beziehungsweise wieder zusammenzuführen, ist eine wichtige Aufgabe.

Mir scheint, daß es mit dem Zusammenführen deshalb gegenwärtig so schwer ist, weil kein Konsens darüber besteht, in welcher Gesellschaft wir leben. Wer überall nur Kapital und Markt am Werke sieht, wird andere Konsequenzen sehen als einer, der das sozialstaatliche Gefüge im Großen und Ganzen für funktionsfähig hält. Und wer heute überzeugt ist, wir leben in einer säkularisierten Gesellschaft von lauter genußsüchtigen Individualisten und Egoisten, wird andere Wertungen vornehmen, als einer, der neue Formen solidarischen, am Gemeinwohl orientierten Handelns wahrnimmt.

Es ist vor extremen Positionen zu warnen: die einen verzweifeln an der Kirche – sie erscheint nicht mehr fromm genug –, die anderen verzweifeln an der Gesellschaft – sie scheint nicht zu reformieren. Die Grundstimmung bei beiden Extrempositionen ist die Hoffnungslosigkeit.

Läßt sie sich überwinden, wenn wir auf Luther schauen? Warum hatte der Reformator mit seinem publizistischen Schaffen einen so großen Erfolg? Luther verstand es meisterhaft, Lebensfragen als Glaubensfragen zu deuten und Glaubensfragen als Lebensfragen. Darin tun sich viele Theologen heute schwer. Auch darin, publizistisch tätig zu sein, was für Theologen früherer Generationen selbstverständlich war: Seelsorger und Publizist zu sein. Luthers Suche nach Fundamenten, nach Verlässlichem in einer Welt des Umbruchs – darin unterscheidet sich das ausgehende 20. nicht vom 16. Jahrhundert – mündete in die Gewißheit, daß es einen tragenden Grund gibt. Diese Einsicht kann auch heute noch Kräfte mobilisieren aus einer inneren Freiheit heraus, sich für andere einzusetzen, Welt und Gesellschaft mitzugestalten, in der Zuversicht, daß Leben gelingt. Luther nahm die Kraft für seine Botschaft aus der Bibel. Als öffentliches Werk und dem Gemeinwohl dienlich – so hat Luther die Übertragung der Bibel ins Deutsche verstanden wissen wollen. Und an diese Kraftquelle zu erinnern, ist auch heute eine Aufgabe für die Kirche und ihre Publizistik. Die nachlassende Kraft kirchlichen Lebens hat ihre Ursache darin, daß die Bibel nicht mehr zur Hand genommen, ins Denken einbezogen und um Rat befragt wird. Ist dieser Zustand erreicht, dann erlahmt auch das Interesse am Gottesdienst und am Gemeindeleben.

☞ Kann man dagegen etwas unternehmen? Schau ich mich in der Kirche und in der evangelischen Publizistik um, dann nehme ich viel Skepsis, Ratlosigkeit, Resignation, ja auch Angst wahr. Wird in einer pluralistischen Gesellschaft die Botschaft des christlichen Glaubens überhaupt noch gehört? – so lautet die Frage. Zunächst einmal kann man niemandem einreden, er sei stark, wenn er sich schwach fühlt. Eine der Ursachen für das Verharren in der Schwäche liegt meines Erachtens in einem Mangel an Gottvertrauen, der das Zentrum der Kirche erfaßt hat. Wer sagt denn, daß in einer pluralistischen Gesellschaft die Botschaft der Kirche nicht doch Gehör findet.

☞ Von Luther zu lernen, heißt auch, die eigenen Argumente zu prüfen. In einer pluralistischen Gesellschaft kommt es darauf an, die Vernünftigkeit des christlichen Glaubens darzulegen. Luther konnte das. Und auch er hatte es mit Widersachern und Gegenargumenten zu tun, gegen die er sich zu behaupten hatte.

☞ Der religiös-weltanschauliche Markt hat keineswegs die Tendenz zur Belieblichkeit in sich. Ich habe lange gebraucht, um mir dies klarzumachen. Der einzelne Christ lebt ja keineswegs Beliebigkeit, sondern eine individuelle Form der Eindeutigkeit. Er hat sich für einen – seinen – Weg entschieden. Pluralismus ist eine Herausforderung an die Dialogfähigkeit innerhalb der Kirche, zwischen den Christen. Das Leben im Pluralismus ist schwierig. Es verlangt nach Kriterien, mich im Supermarkt der Angebote für das richtige zu entscheiden. Hier haben Kirche und christlicher Glaube eine Chance. Aber diese Chance wahrzunehmen, kostet ihren Preis: sich dem Dialog zu stellen – und zwar auf dem Marktplatz. Die Bildungsverantwortung der Kirche steht im Hintergrund. Wie anders sollen christliche Überzeugungen wachsen, wenn sie nicht vermittelt werden. Wer die Kirche in ihrer Entfaltung hemmen will, drängt sie aus der Bildungsverantwortung. In der DDR hatte die Kirche keinen Zutritt zur Schule. Wer den Auftrag wahrnehmen will, muß also – ich bleibe bei meinem Beispiel – in der Schule präsent sein. Daran, daß die Kirche sich in historischen Situationen phasenweise aus dem öffentlichen Leben drängen läßt, ist mitunter wohl nichts zu ändern. Aber wenn sie die Möglichkeiten hat, und sie dennoch nicht wahrnimmt, dann tritt sie den Weg ins selbstgewählte Ghetto an. An der Aufgabe, die öffentliche Präsenz des Glaubens zu erhalten, hat auch die evangelische Publizistik Anteil.

☞ Daß von diesen Fragen auch die Zukunft einer Gesellschaft abhängen kann, ist überdeutlich. Wer nicht mehr nach dem Schöpfer des Lebens fragt, der steht in der Gefahr, aus vorletzten Fragen letzte zu machen. Wer nicht mehr mit der Fürsorge Gottes rechnet, der macht den Menschen zum Homo faber, der sein Geschick in die eigenen Hände nimmt. Eine daraus resultie-

rende Selbstüberschätzung der eigenen Möglichkeiten muß zwangsläufig in Verzweiflung und Apathie umschlagen. Vor der Frohbotschaft, die als Befreiung zu einem Handeln aus Glauben verstanden werden kann, bleibt dann nicht mehr viel übrig.

Heute spricht man immer häufiger von den Überlebensfragen der Menschheit. Wir kennen die Phänomene, aus denen sich das Katastrophenbewußtsein speist – und ich will diese Phänomene nicht verharmlosen. Doch auch in der evangelischen Publizistik wächst die Bereitschaft, die Wahrnehmung dieser Probleme zu dramatisieren und sie mit endzeitlichem Pathos aufzuladen. Es kann aber doch nicht der Auftrag sein, die Gottlosigkeit und Gottvergessenheit der Welt zu proklamieren. Die Steigerung moralischer Sensibilität ist wichtig, aber sie kann nicht das letzte Wort sein. Der Auftrag der evangelischen Publizistik, Stimme der Stimmlosen zu sein und durch diese anwaltschaftliche Funktion auf die Probleme von Welt und Gesellschaft hinzuweisen, bedarf einer Ergänzung, nämlich Raum zu schaffen für die Sensation des Guten, für die Wahrnehmung gelingenden Lebens. Danach suchen die Menschen. Ihnen aufs Maul zu schauen, ihre Fragen ernst zu nehmen, das hat Luther in seiner Zeit beherrscht. Und diesem Vorbild sollten alle nacheifern, ob als Theologen, Publizisten oder Laien.

Aus dem allen lernen wir, daß es nicht genug gepredigt ist, wenn man Christi Leben und Werk obenhin und nur als eine Historie und Chronikengeschichte predigt, geschweige denn, daß man überhaupt nicht von ihm redet und das geistliche Recht und andere Menschengesetze und -lehre predigt. Ihrer sind auch viele, die Christus so predigen und lesen, daß sie Mitleid mit ihm haben, mit den Juden zürnen und andere kindische Weise darin üben. Aber es soll und muß so gepredigt sein, daß mir und dir der Glaube daraus erwächst und erhalten wird. Dieser Glaube erwächst und wird erhalten dadurch, daß mir gesagt wird, warum Christus gekommen ist, wie man ihn gebrauchen und genießen soll, was er mir gebracht und gegeben hat.

Martin Luther, WA 7,29